

Wegworte

*Die Wochensprüche
des Kirchenjahres ausgelegt*

*Invokavit
(1. Sonntag der Passionszeit)*

calwer

Invokavit (1. Sonntag der Passionszeit)

*Dazu ist erschienen der Sohn Gottes,
dass er die Werke des Teufels zerstöre.*

1. Johannes 3,8b

»Teufelsglaube« steht in dicken roten Lettern auf dem über fünfhundert Seiten dicken Wälzer, der vor mir liegt. Herbert Haag, ein katholischer Alttestamentler, einst in Tübingen, zuletzt in Luzern, hat ihn mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zusammen verfasst. Ich entsinne mich gern des sympathischen Gelehrten, der ein Freund von Hans Küng war, und denke gern an ein Gespräch mit ihm zurück über die Frage, ob wir im christlichen Glauben die Vorstellung einer Teufelsperson brauchen. Haag kommt vom Alten Testament her. Es macht ihm keine Schwierigkeiten nachzuweisen, dass Israel etwa tausend Jahre ohne die Vorstellung eines Teufels auskam. Erst spät, im Hiob-Buch, kommt aus der persischen Religion der Satan – eine Art »Verkläger« – in die hebräische Bibel. Auch die Schlange in 1. Mose 3 kann nach Haag nicht als Sinnbild des Satans gedeutet werden.

Haag denkt an all das Unheilvolle, das durch Teufelsvorstellungen im Lauf der Kirchengeschichte angerichtet wurde. An die grauenhaften Exorzismen an psychisch Kranken, die man für besessen hielt. An die Geschichte der Hexenverfolgungen – wer macht sich klar, dass in Europa im Lauf der Jahrhunderte etwa sechs Millionen(!) Menschen, meist Frauen, wegen angeblichen Teufelspakts als Hexen auf dem Scheiterhaufen gestorben sind? Haags Buch erinnert an die Geschichte der Verteufelung der Juden. Wir können uns nicht wundern, dass auch Luthers Spätschriften gegen die Juden in all ihrer Härte und schlimmen Wirkung auf die Jahrhunderte hier referiert werden. Das Buch Haags zeigt auch Entwicklungen des modernen Satanismus auf. Modern? Das Buch ist 1974 erschienen. Was den Satanismus betrifft, so müsste man einstweilen wohl noch manches Kapitel hinzufügen. Der Satanismus ist alt; und er scheint an Einfluss zu gewinnen.

Haag kommt zu der Auffassung, wir sollten nach alledem auf die Vorstellung des Teufels lieber verzichten. Das abgründig Böse als des-

truktive Macht müssten wir selbstverständlich sehr ernst nehmen. Aber zur Erklärung des Bösen in der Welt brauche man nicht die Vorstellung einer Teufelsperson. Haags Buch, so interessant es ist, hat mich nicht völlig überzeugt. Vor allem, was die Behandlung der Teufelsvorstellung im Neuen Testament betrifft. Keine Frage, dass in der Kirchengeschichte aus der Angst vor dem Teufel Grauenhaftes geboren wurde. Keine Frage auch, dass Menschen ihre grausamen Gelüste unter Berufung darauf, sie müssten den Teufel bekämpfen, an hilflosen Menschen ausgetobt haben. Und dass andere ihre Untaten nachträglich damit erklärt haben, eine böse Macht, womöglich der Teufel selbst, habe sie ihrer Selbstverfügung beraubt, sie seien daher nur bedingt verantwortlich. Klar auch, dass Haags Buch uns mit Recht davor warnt, bedenkenlos und leichtfertig mit dem Begriff Teufel umzugehen. Haags Buch ist eine Mahnung, Menschen, die uns unheimlich sind und die dem, was wir vertreten, entgegenstehen, nicht zu verteufeln. Die Verteufelung der Juden ist noch nicht lange her. Und dass man die Begriffe »Reich des Bösen« politisch instrumentalisiert, um Gegner im Machtspiel zu »verteufeln«, dass das Wort von der »Achse des Bösen« populär wurde, dass im Gegenzug Politiker zu »Teufeln« erklärt werden, das zeigt, dass die Menschheit die Versuchung, Gegner zu »verteufeln«, noch nicht überwunden hat. Dieses Fieber ist noch nicht ausgeschwitzt. Der Krieg gegen den Terror bläst in eine Glut, die jedenfalls noch glostet. Wir dürfen die Warnung Herbert Haags nicht in den Wind schlagen.

Zu denken gibt auch die Tatsache, dass im Apostolischen Glaubensbekenntnis der Teufel nicht genannt wird. Wenn die frühen Christen des 2. und 3. Jahrhunderts, bei denen dieses Bekenntnis entstanden ist, der Auffassung waren, der Teufel gehöre nicht ins Credo, man dürfe ihm die Ehre nicht antun, ihn hier zu nennen, wollen sie uns damit sagen: Lasst den Teufel aus dem Spiel, es geht uns allen besser ohne die Erwähnung des Teufels?

Wir kommen aber nicht um die Feststellung herum, dass der Teufel im Neuen Testament eine erhebliche Rolle spielt. Dass Jesus mit diesem Widersacher gerechnet hat. Dass auch Paulus mit ihm rechnet. Er spielt allerdings in den paulinischen Briefen, so scheint mir, ei-

ne auffallend geringe Rolle. Ich führe es darauf zurück, dass Paulus ganz vom bereits vollzogenen Sieg über den Teufel ausgeht. Deutlich ist aber, dass Jesus nach dem Johannes-Evangelium mit ihm als Feind Gottes und der Menschen rechnet. Dass die Offenbarung Johannis ihn oft und in verschiedenen Gestalten – als den großen Drachen, die alte Schlange, die da heißt Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt (Offb 12,9) – erwähnt.

Aber immer und überall wird er genannt als der Widersacher Gottes, der durch die Kraft Jesu Christi besiegt wird, besiegt wurde, besiegt werden wird. Er hat es nicht geschafft, in der Wüste Jesus mit seinen drei Versuchungen zu überwinden (Mt 4,1–11). Menschen, die von seinen Plagegeistern übel heimgesucht wurden, hat Jesus von diesen destruktiven Mächten befreit. Alles, was Jesus vom Satan sagt, steht unter dem Vorzeichen: »Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz« (Lk 10,18). Er ist besiegt und entmachtet. Wir haben keinen Grund, ihn zu fürchten. Auch die Offenbarung Johannis lehrt nicht die Furcht vor dem Satan. Er ist besiegt, er hat nur noch wenig Zeit (Offb 12,12). Der Satan ist kein Thema an sich. Christus, der ihn überwunden hat, ist das Thema.

Für den Teufel sollten wir allenfalls einen kurzen, schrägen Blick über den Brillenrand übrig haben, sagt Karl Barth. Ein risus paschalis, ein Ostergelächter, sei ihm gegenüber angemessen. Womit Barth nicht sagen will, mit dem Teufel sei nicht zu rechnen. Helmut Goes hat eine Vater-Unser-Auslegung herausgegeben, die Barth 1947 in Neuchatel hielt. In ihr schreibt Barth bei der Auslegung der Bitte »Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen« unter anderem: »Unsere Reformatoren, Luther wie Calvin, konnten nicht nur die kleinen Versuchungen, sondern auch die große. Sie wussten, dass sie es mit dem Bösen zu tun hatten. Sie hatten für ihn keinen Respekt, denn er ist nicht respektabel. Aber sie wussten, dass er existiert ... Es gibt den Bösen ... Der Feind Gottes ist auch der Feind seines Geschöpfes ... Fern liegt mir der Gedanke, den Teufel zu predigen. Man kann ihn nicht predigen, und ich habe keineswegs die Absicht, Ihnen Angst zu machen. Aber es gibt doch eine Wirklichkeit, über die wir modernen Christen allzu leicht hinweggehen. Es existiert ein überlegener, unausweichlicher Feind, dem man nicht widerstehen

kann, wenn uns nicht Gott zu Hilfe kommt. Ich liebe die Dämonologie, eine Lehre von den Dämonen, nicht, noch auch die Art, wie man sich heute in Deutschland und vielleicht auch anderswo damit beschäftigt. Stellen Sie mir keine Fragen über die Dämonen! Ich bin kein Kenner. Trotzdem muss man wissen, dass der Teufel existiert, aber dann muss man alsbald sich beeilen, sich von ihm zu entfernen.«

Immer wieder betont Barth, die Macht des Teufels sei eine Lügenmacht, keine wirkliche Macht. Sie handle, obgleich sie unwirklich sei. Es nütze aber nichts, sie zu bagatellisieren, weil sie unwirklich sei. Sie sei tatsächlich eine heimtückische, hinterhältige Macht. Das Vaterunser in seiner ursprünglichen Form (Mt 6,9–13) ende nicht umsonst mit diesem Schrei de profundis, aus der Tiefe, »Erlöse uns von dem Bösen!«, reiße uns heraus aus dem Rachen des Todes.

Die Predigttexte zum Sonntag Invokavit erinnern durchaus an diese Macht. Nicht nur die Geschichte vom Sündenfall (1. Mose 3), auch die Erzählung von der Versuchung Jesu in der Wüste (Mt 4,1–11). Aber auch das Wort Jesu zu Petrus: »Simon, Simon, siehe, der Satan hat euer begehrt, dass er euch möchte sichten wie den Weizen« – wir denken dabei an den Grabstein Paul Gerhardts in Lübben, auf dem steht »Paulus Gerhardus, der Theologe, in Satans Sieb gesichtet und bewährt. Der Skopus, die Hauptaussage dieses Wortes ist die Zusage Jesu: »Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre.«

In dieselbe Richtung weist der Predigttext Hebräer 4,14–16, der uns erinnert an den »Hohenpriester, der mitleiden kann mit unserer Schwachheit, der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde«. Weil wir um diesen Fürsprecher wissen, können wir dann auch »hinzutreten mit Freudigkeit zum Thron der Gnade, die wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, wenn wir Hilfe nötig haben werden«.

Auch der Name des Sonntags Invokavit ist eine Erinnerung an eine Schriftstelle, die uns in unseren Gefährdungen und Nöten Mut machen will. Invocavit, das heißt: er hat mich angerufen. In Psalm 91,14–16 heißt es nach Luthers Übersetzung:

*Er liebt mich, darum will ich ihn erretten;
er kennt meinen Namen, darum will ich ihn schützen.*

*Er ruft mich an, darum will ich ihn erhören;
ich bin bei ihm in der Not,
ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen.
Ich will ihn sättigen mit langem Leben
und will ihm zeigen mein Heil.*

Wir können diese Stelle so deuten, wie sie vom Psalmsänger gewiss gemeint ist: Gott der Herr sieht auf einen Menschen, der vom Tod und von anderen übermächtigen Gewalten bedroht ist. Gott spricht hier sozusagen mit sich. Er erinnert sich daran, dass der Beter ihn liebt, ihn anruft; das bewegt ihn zu dem Entschluss, ihn »herauszureißen«, ihn zu Ehren zu bringen, ihn mit langem Leben zu sättigen und ihn sein Heil sehen zu lassen.

In der Alten Kirche, auch bei den Reformatoren, hat man solche Passagen freilich gern so gelesen, als sei dieser von übermächtigen Gewalten Bedrohte Jesus in seiner Passion. Gott hört sein Gebet. Gott reißt ihn heraus aus dem Machtbereich des Todes, bringt ihn hoch zu Ehren, indem er ihn zu sich erhöht. Er gibt ihm »langes Leben« und Heil. Und das alles, damit der Auferstandene dieses Leben und dieses Heil denen gibt, die als Glieder seines Leibes unlösbar zu ihm gehören, mit denen er alles, Ehre, Leben, Heil, teilt. Weil die gottfeindliche, menschenfeindliche, lebensfeindliche Macht durch Christus ein für allemal besiegt ist, haben wir Christen keinen Grund, eine Art Satanologie, eine Lehre vom Satan, zu verfassen.

Es soll der Hinweis genügen, dass der Satan gern in der Gestalt eines Engels des Lichtes auftritt, als Heilsbringer, der – wie die Schlange im Paradies – den Menschen einflüstert »ihr werdet sein wie Gott« (1. Mose 3,5).

Was das zu Zeiten bedeuten kann, zeigt eine kleine Passage aus dem Rechenschaftsbericht »Nach zehn Jahren«, den Bonhoeffer an der Wende zum Jahr 1943 an seine Mitverschwörer schrieb. Er stellt die Frage »Wer hält stand?« und beginnt diese kleine Mini-Grundlagenlehre der Ethik mit den Sätzen: »Die große Maskerade des Bösen hat alle ethischen Begriffe durcheinander gewirbelt. Dass das Böse in der Gestalt des Lichts, der Wohltat, des geschichtlich Notwendigen, des sozial Gerechten erscheint, ist für den aus unserer tradierten ethischen Begriffswelt Kommenden schlechthin verwirrend. Für den

Christen, der aus der Bibel lebt, ist es gerade die Bestätigung der abgründigen Bosheit des Bösen.«

Er wird nicht umsonst »Diabolos« genannt. Daher kommt wohl als eine Verballhornung das Wort Teufel. Diabolos, Teufel, das heißt Durcheinanderwerfer, Durcheinanderbringer. Er, der die gute Ordnung Gottes durcheinanderwirft, der unseren Glauben auseinanderreißt. Ist es ein Zufall, dass die Alte Kirche ihr Glaubensbekenntnis ein »Symbolum« nennt? Das Symbolum tut das Gegenteil dessen, was der Diabolos tut: Es bringt wieder zusammen, was zusammengehört: Gott und Mensch, das Leben in Glaube, Hoffnung und Liebe im vertrauensvollen, befriedeten Gegenüber zum dreieinigen Gott.

Und vor allem: Der Satan erinnert an das persische Wort, das den Chefankläger bezeichnet. Im Prolog des Hiobbuches, der in Goethes Faust im »Vorspiel im Himmel« nachgespielt wird, tritt der Satan als solcher auf. Er verdächtigt den frommen Hiob und wettet, dass Hiobs Frömmigkeit nicht echt, nicht selbstlos, dass nichts dahinter sei. Hiob sei sozusagen ein »Schönwetterreligiöser«, der nur fromm sei, solange es ihm gut gehe. Er, der Satan, wenn er nur ein wenig freie Hand bekomme gegen Hiob, werde das leicht beweisen (Hiob 1,8–12).

Im Siegesgesang im Himmel in Offenbarung 12 wird der Satan noch einmal in dieser Funktion genannt. Ich zitiere nach der Übersetzung von Walter Jens:

*Angebrochen sind nun die Tage des Heils.
O Stunde der Rettung!
Eingesetzt ist unser Gott in seine Herrschaft
und mit ihm sein Sohn, der Gesalbte.
Denn hinabgeworfen wurde der Beschuldiger meiner Brüder,
der Schreckensmann, der sie angeklagt hat
bei Tag und bei Nacht
vor dem Angesicht unseres Gottes.*

Der Satan ist der Verkläger, der keinen guten Faden an den Frommen lässt. Er will nachweisen, dass alle Frommen Heuchler sind, dass darüber hinaus die Menschen es nicht verdienen zu leben, dass Gottes Experiment Mensch endgültig gescheitert ist, dass es Zeit ist, dieses Expe-

riment zu beenden. Er ist der Verkläger des Menschengeschlechts, der das Gegenteil dessen tut, was der Liebende tut: Er rechnet das Böse zu (anders als in 1. Kor. 13,5). Er sammelt Anklagepunkte für sein großes Schlussplädoyer gegen die Menschheit, mit dem er die Abschaffung der Menschheit fordern wird.

Dass der Satan als Verkläger der Heiligen und überhaupt des Menschengeschlechts vorgestellt wird, muss uns zu selbstkritischem Nachdenken bewegen: Wessen Geschäfte betreiben wir? Gefallen wir uns in der Rolle des Verklägers? Womöglich besonders der »Frommen«? Oder treten wir, Menschen, die von Christus geprägt sind, für Menschen, besonders für unsere Schwestern und Brüder ein? Luthers »Gutes von ihnen reden und alles zum Besten kehren« bekommt hier noch einmal eine neue Tiefendimension.

Zum Schluss eine fast frivol klingende Story. Im Jahr 1946, elf Jahre, nachdem die Nationalsozialisten Karl Barth aus Bonn über die Grenze nach Basel befördert hatten, kehrte Barth – wohl als der erste Schweizer von Rang – in das zerschossene, zerbombte, aus allen Wunden blutende Deutschland zurück. Er traf viele Christen, Kirchenmänner, Theologen, mit denen er elf Jahre zuvor manches zu tun gehabt hatte. Wenn die Frage aufkam, warum so viele Christen den Schwindel und die Bosheit der Nationalsozialisten nicht durchschaut und erst so spät oder gar nicht Widerstand geleistet hätten, erlebte Barth oft, wie Theologen pathetisch auf die Dämonie des Dritten Reiches verwiesen. Helmut Thielicke, der dem Schweizer bedeuten wollte, er könne als der, der »von draußen reinkomme«, hier nicht mitreden, sagte ihm: »Herr Professor, Sie können sich das gar nicht vorstellen. Aber wir, wir haben den Dämonen ins Auge geblickt.« Darauf, reichlich respektlos, Barth: »Das scheint den Dämonen aber wenig Eindruck gemacht zu haben.« Mit solchen Sprüchen hat Barth manchen Gesprächspartner verletzt, was ich nicht lobe. Aber wenn er deswegen zur Ordnung gerufen wurde, konnte er mit Recht sagen: »Redet jetzt nicht von den Dämonen. Sagt lieber: Wir sind dumm gewesen.«

Womit er deutlich machen wollte: Die Dämonologie entbindet uns nicht davor, für unser Irren und Versagen selbst die volle Verantwor-

tung zu übernehmen. Es bringt nichts, die Schuld an unserem Versagen dem Teufel und seinen Dämonen in die Schuhe zu schieben. Der Entmythologisierungsgegner Barth hat da in gesunder Weise sozusagen den Teufel entmythologisiert. Unser Reden vom Teufel, wenn es christlich ist, kann nur einen österlich respektlosen Ton an sich haben.